LIEBER, HEINZ

Gespräche zwischen einem Favelado und einem Soldaten

1 ZORN
2 WOLLUST 3 GEIZ
4 NEID 5 VÖLLEREI
6 TRÄGHEIT
7 HOCHMUT

Ein Buch von
Alexandre Ribeiro

„Jede Fiktion ist autobiographisch
und jede Autobiographie ist fiktional.“

Roland Barthes

Diese Geschichte, die du gleich lesen wirst, ist eine uralte Weisheit des Volkes: unseren Schmerz in Poesie zu verwandeln, in etwas Stärkeres.

Gute Reise.

„Der Künstler, der Dichter, taucht ins Unbewusste hinab und kehrt zurück.
Der Kranke, der Verrückte, hat keine Rückfahrkarte. Das ist der Unterschied.“

Nise da Silveira



Am Anfang öffnete sich die Tür. Das war keine Metapher.

Vor dem Krankenhaus, vor der Polizei, vor der verlorenen Kleidung, bevor irgendjemand versuchte, ein kleineres Wort zu wählen, um das aufzubewahren, was geschehen war, gab es eine Tür. Grün.

Zu hoch. Zu alt. Eine dieser Berliner Türen, die aussehen, als wären sie dafür gebaut worden, dass die Welt von einer Zeit in eine andere hinübergeht, ohne um Erlaubnis zu bitten.

Vor ihr standen drei Menschen mit roten Baskenmützen.

Ich weiß nicht, ob es Männer oder Frauen waren. Nicht auf die gewöhnliche Art. Sie waren weiß, wie jemand, der nicht mehr zur Farbe gehört, wie jemand, der so viel durchquert hat, dass er zur Gegenwart geworden ist. Die Baskenmützen hatten ein Rot, das ich nie vergessen habe. Rot wie Warnung. Rot wie erinnertes Blut. Rot wie ein Weg, der sich nur um einen Preis öffnet.

Eine von ihnen sagte:
— Es lebe die Freiheit.

Mein Körper begriff vor meinem Kopf, dass das nicht zur gewöhnlichen Welt gehörte. Der Kopf kam später, verspätet, und suchte nach Erklärungen auf Deutsch, auf Portugiesisch, in der Religion, in der Erschöpfung, im Gras, in der Sehnsucht, im Rassismus, in Gott weiß was.

Kein Wort kam ganz an.

Ich konnte nur antworten:
— Laroyê, Exu. Mojubá.

Ich dankte für die Öffnung der Wege. Und trat ein.

Es war das erste Mal, dass ich Menschen sah, die nicht mehr auf dieser Ebene waren.

Oder es war das erste Mal, dass mein Kopf auf so schöne Weise zerbrach, dass ich den Riss mit einem Portal verwechselte. Bis heute weiß ich es nicht. Nach der Tür veränderte sich die Zeit. Die Menschen bewegten sich weiter, aber sie schienen durch

Wasser zu gehen. Jede Geste hatte Gewicht. Jeder Atemzug hinterließ eine Spur. Ich sah die Luft. Nicht als Idee. Die Luft selbst. Die Partikel, die kleinen unsichtbaren Bewegungen, die die Welt tragen, während wir so tun, als wäre die Welt fest.

Meine Augen waren zu weit offen. Ich spürte es. Als hätte jemand meine Pupillen mit den Händen auseinandergezogen. In meiner Nähe, auf derselben Straße, war ein Mann, der erkannte, wenn ein Geist aus der Spur geriet. Psychologe. Einer von denen, die eine Krise schon gesehen haben, bevor sie zum Spektakel wird.

Er machte mich nicht klein. Das war wichtig.
— Sie müssen ein Krankenhaus aufsuchen — sagte er.

Ich weiß nicht mehr, ob er es genau so gesagt hat. Erinnerung wird, wenn sie durch Trauma geht, zu einem Tier mit vielen Beinen. Sie läuft, aber nicht immer geradeaus. Ich erinnere mich an die Absicht. Ich erinnere mich daran, wie er mich von der grünen Tür entfernte, von den roten Baskenmützen, von diesem Anfang.

Es war der 2. Februar 2025. Winter in Berlin.

Ich zog nicht durch die Stadt, weil ich ein Heiliger, ein Prophet, ein Märtyrer oder eine traurige Schlagzeile auf Deutsch werden wollte. Ich suchte Hilfe. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, auch wenn ich den Namen nicht akzeptieren konnte, den andere dem geben würden. Ich brauchte einen Ort, an dem jemand sagt: Setz dich hierhin, atme, wir kümmern uns um dich.

Aber Berlin kümmert sich nicht so. Berlin fragt zuerst, wo du wohnst. Dann fragt Berlin, welche Versicherung du hast. Dann fragt Berlin, ob du ins Formular passt.

Ich kam im ersten Krankenhaus an und versuchte, meine Version der Tatsachen mit beiden Händen festzuhalten. Ich sagte, dass ich in einer Krise war. Ich sagte, dass ich Rassismus erlebt hatte. Ich sagte, dass ich Dinge sah, ja, aber dass Sehen in meiner Kultur nicht automatisch bedeutete, verrückt zu werden. Ich sagte, dass ich Hilfe brauchte.

Und sie lachten.

Vielleicht nicht alle. Vielleicht nicht laut. Vielleicht war es nur ein Mundwinkel, ein Blickwechsel, ein kurzes Lachen, bevor jemand sich daran erinnerte, dass er arbeitete.

Aber ich sah es. Oder glaubte, es zu sehen. In diesem Zustand war der Unterschied nicht mehr groß genug, um mich zu retten.

Der Mitarbeiter hatte türkische Wurzeln, ich fragte ihn. Das verletzte mich noch mehr. In meinem brennenden Kopf hätte er es wissen müssen. Er hätte erkennen müssen, was es heißt, nahe an der Tür des Weißseins zu stehen und doch nie ganz in den Raum eingeladen zu werden.

Ich stritt mit ihm. Darauf bin ich nicht stolz. Ich werde aber auch nicht so tun, als wäre es aus dem Nichts gekommen. Ich sagte harte Dinge. Ich sagte, er wolle noch ein Weißer werden. Ich sagte, er lache auf der falschen Seite der Geschichte.

Danach wurde mir die Behandlung verweigert. Oder man sagte mir, dass das nicht mein Ort sei, weil ich nicht in diesem Bezirk wohnte. Weil ich in Lichtenberg wohnte. Weil in Berlin sogar das Leid den Bezirk respektieren muss.

Ich ging auf die Straße.

Die Stadt war kalt auf eine Weise, wie nur Berlin kalt sein kann. Es war nicht nur Temperatur. Es war eine Weigerung. Eine administrative Kälte. Eine Kälte, die dich nicht hasst, denn Hass wäre noch eine Form von Beziehung. Berlin macht einfach weiter.

Ich stieg in einen Bus, den ersten, den ich sah. Und im Bus wurde die Psychose schlimmer.

Zuerst stieg ein Soldat ein. Oder jemand mit einem grünen Mantel. Oder ein gewöhnlicher Mann, den mein Kopf in Armee kleidete, weil er der Angst eine Form geben musste.

Dann stieg noch einer ein. Dann jemand, der rassistisch aussah, noch bevor er den Mund öffnete. Dann Stiefel. Lachen. Augen. Alle meine Albträume begannen, Fahrkarten zu lösen.

Der Bus wurde zu einem Korridor der Bedrohung.

Jeder Mensch schien etwas darzustellen, das ich in den letzten Jahren zu überleben versucht hatte: der Mann, der dich ansieht wie einen Eindringling, der betrunkene

weiße Junge, der dich aus Sport angreifen könnte, die alte Frau, die ihre Tasche festhält, wenn du vorbeigehst, der Kontrolleur, der mit dir spricht, als wäre dein Deutsch eine persönliche Beleidigung, der Polizist, der noch gar nicht da ist, aber schon in deiner Brust existiert.

Ich sah auf die Anzeige der nächsten Station. Und die Anzeige veränderte sich. Ich weiß, dass Anzeigen sich nicht einfach so verändern. Heute weiß ich das. Aber in diesem Moment veränderte sie sich. Das Ziel war nicht mehr irgendein Name auf Deutsch, sondern ein Konzentrationslager.

Ich weiß nicht, ob der Name dort wirklich stand. Vielleicht war es nur die Form, die meine Angst fand, um ihr eigenes Ziel auf die Leuchtanzeige des Busses zu schreiben.

Aber ich las es. Ich sah es. Ich stand auf. Ich stieg aus. Ich dachte nicht.

Der Körper entschied.

Ich stieg an einem dunklen Ort aus, abgelegen, fast ohne Menschen. Eine Station am Rand von Berlin, eine von denen, wo die Stadt aufhört, Stadt sein zu wollen, und nur noch Gleis, Beton, Wind und müder Laternenpfahl wird. Es war schon nach elf Uhr nachts. Es war Winter.

Dort erreichte die Psychose ihren höchsten Punkt. Oder ihren tiefsten. Ich habe Blitze. Keine Reihenfolge.

Mein Turnschuh zuerst. Die weiße Hose. Die teure Jacke. Der Goldring, den Luz mir gegeben hatte. Jedes Stück ausgezogen mit ritueller Langsamkeit, als gäbe ich der Welt die Beweise eines Lebens zurück.

Ich zog mich aus wie jemand, der eine Identität ablegt, die keine Erlaubnis mehr hat, hinüberzugehen. Ich ließ alles zurück.

Ich weiß nicht, ob jemand es sah. Ich weiß nicht, ob jemand etwas mitnahm. Ich weiß nicht, ob ich Diebstahl, Kälte, Gefahr, Nacktheit, Scham noch verstand. Diese Wörter gehören zur gewöhnlichen Welt. Und ich war schon draußen.

Das Einzige, was bei mir blieb, war die Kette.
Meine Kette und der Anhänger auf meiner Brust.



Filho de Oxóssi.

Die zog ich nicht aus. Oder etwas in mir ließ es nicht zu.

Nackt durchquerte ich die Station. Dann einen leeren Parkplatz.
Der Beton glänzte feucht. Die Luft schnitt in die Haut.
Meine Füße berührten den Boden, als würde ich außerhalb der Zeit gehen.

Und ich rezitierte einen Vers.

„O caminho da felicidade ainda existe, é uma trilha estreita, é em meio a selva triste“

Ich erinnere mich nicht mehr ganz. Ich erinnere mich an den Rhythmus. Ich erinnere mich an den schmalen Pfad. Ich erinnere mich an den traurigen Dschungel. Ich erinnere mich an die leise Stimme, die versuchte, nicht zu erlöschen. Auf diesem leeren Parkplatz in Berlin, nackt, frierend, ohne Dokumente, ohne Mantel, ohne Schuhe, ohne Luz, ohne Zuhause in mir, hatte ich noch einen Vers.

Manchmal ist ein Vers alles, was einen Menschen daran hindert, ganz zu verschwinden.

Als ich das Ende des Parkplatzes erreichte, erschien die Polizei. Lichter.
Stimmen. Deutsch.

Die Welt kehrte mit roher Gewalt zurück.

Ich erinnere mich an etwas, das versuchte, meinen Körper zu bedecken. Ich erinnere mich an Fragen. Ich erinnere mich daran, dass ich nicht richtig antworten konnte.
Ich erinnere mich, dass ich Angst hatte und zugleich erleichtert war. Als hätte endlich jemand die Überquerung unterbrochen, bevor ich an einen Ort gelangte, von dem man nicht zurückkehrt.

Die Polizei rettete mich. Dieses Wort ist schwierig für mich. Retten.

Denn dieselbe Polizei, die rettet, kann auch töten. Dieselbe Uniform, die schützt, kann auch demütigen. Derselbe Staat, der mich auf dem Parkplatz bedeckte, fesselte mich später im Krankenhaus. Nichts ist einfach.

Als wir im Evangelischen Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge ankamen, dachte

ich, ich sei gestorben. Das Krankenhaus erschien mit seinen Ziegeln, seinen Lichtern, seiner Kälte, seiner alten Ordnung.

Aber ich sah kein Krankenhaus. Nicht zuerst. Ich sah Himmel.

Keinen Himmel aus weißen Wolken, Harfe und blondem Engel. Was ich sah, war eine Art riesiger terreiro, ungeordnet und heilig, in dem jede Abteilung einen Orixá hatte, der schweigend arbeitete.

Menschen rannten, Türen öffneten sich, eine Trage fuhr vorbei, ein Telefon klingelte, eine Krankenschwester rief einen Namen, ein Arzt mit Augenringen, ein Patient weinte, jemand lachte allein, jemand schrie im Flur, jemand füllte Papier aus, jemand hielt jemandes Hand.

Alles gleichzeitig. Alles lebendig.

Während ich auf der Trage lag und auf Behandlung wartete, sah ich Omolu zwischen den Kranken gehen und Wunden bedecken, die niemand ansehen wollte. Ich sah Xangô bei den Papieren der Aufnahme, bei den Entscheidungen und Unterschriften. Ich sah Iansã im kalten Wind der automatischen Türen. Ich sah Oxum im Weinen eines neugeborenen Kindes, das irgendwo im Krankenhaus widerhallte, süß und unmöglich, als bestünde selbst dort noch etwas darauf, geboren zu werden.

Ich dachte: Ich bin gestorben. Dann dachte ich: Wenn ich gestorben bin, wurde ich wenigstens von den Meinen empfangen. Aber dann kam das Warten im Flur. Das Warten gibt einem immer die Welt zurück.

Ich lag dort und versuchte, in irgendeine Kategorie zu passen, die mich vor mir selbst schützen könnte. Mein Körper zitterte noch. Mein Kopf sah noch mehr, als er sollte. Meine Kette lag noch auf meiner Brust.

Filho de Oxóssi. Ein verlorener Jäger im falschen Wald. Ich dachte an Luz. Ihr Name war in dieser Nacht schon eine Grausamkeit.

Ich dachte daran, wie sie mich so sehen würde. Ich dachte an die sieben Jahre, in denen wir versucht hatten, aus Liebe ein Haus zwischen zwei Kontinenten, zwei Sprachen, zwei Wunden, zwei Sturköpfen zu bauen. Ich dachte an ihr Gesicht, wenn ich nicht mehr zu mir zurückfand.

Ich dachte daran, wie oft ich Rassismus genannt hatte, was tatsächlich Rassismus war, ja, aber auch daran, wie oft ich das richtige Wort benutzt hatte, um falsche Haltungen zu verstecken.

Das gestand ich mir nicht ganz ein. Noch nicht. In jener Nacht musste ich noch recht haben. Recht zu haben war die letzte Decke, die mir geblieben war.

Sie brachten mich hinein. Die Türen schlossen sich hinter mir. Und dort begann der Teil, den alle gern Behandlung nennen, weil Behandlung ein sauberes Wort ist.

Aber niemand erzählt, wie eine Tür klingt, wenn man begreift, dass sie sich nicht mehr zu der Seite öffnet, zu der man will.

Flure. Schlüssel. Ausweise. Technische Blicke. Wiederholte Fragen. Name. Geburtsdatum. Adresse. Substanzen. Schlaf. Stimmen. Sehen Sie gerade jemanden?

Ich wollte erklären, dass Sehen nicht das Problem war. Das Problem war, falsch gesehen zu werden.

Irgendwann gaben sie mir Medikamente. Oder mehr als eines. Widerstand ergab keinen Sinn mehr. Oder vielleicht hatten sie für mich entschieden. Ich weiß es nicht. Teile dieser Nacht gehören anderen.

Auch das ist eine Form von Gewalt: wenn die eigene Geschichte für ein paar Stunden in den Händen von Fremden liegt.

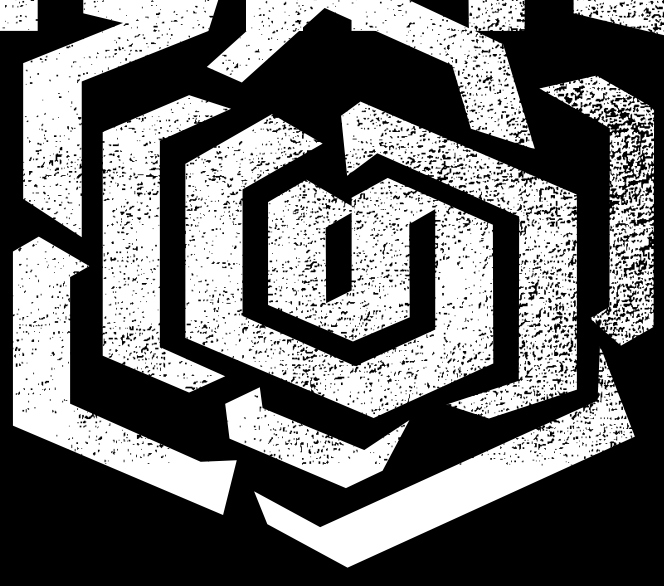
Bevor ich verschwand, erinnere ich mich an einen Raum. Ich erinnere mich an einen Stuhl. Leer.

Ein einfacher Stuhl, einer von denen, die nichts versprechen. Aber ich sah ihn an und spürte, dass gerade jemand aufgestanden war. Es war niemand da. Ich weiß. Trotzdem hörte ich, bevor der Schlaf mich am Knöchel zog, einen Atem, der nicht meiner war. Leise. Alt. Geduldig.

Als würde die Vergangenheit darauf warten, dass ich aufwachte, um zu sprechen.

Und dann schlief ich. Oder starb ein wenig. Oder trat ein. Bis heute weiß ich es nicht.

ES LEBE DIE FREIHEIT



ZORN

Das Erste, was ich im Krankenhaus lernte, war, dass niemand ohne Grund schreit.

Das klingt vielleicht gelogen, weil ein Ort der Krise voller Schreie ist, die aus dem Nichts zu kommen scheinen. Menschen brüllen im Flur. Menschen schlagen gegen Türen. Menschen beschimpfen Pfleger. Menschen weinen am Telefon, als hätte die Person am anderen Ende noch die Pflicht, irgendetwas zu retten.

Aber dort kam nichts aus dem Nichts.

Im Evangelischen Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge hatte jeder Schrei eine Geschichte. Das Problem ist: Geschichte braucht Zeit. Und Krankenhäuser mögen keine Zeit. Krankenhäuser mögen Symptome. Symptome passen aufs Papier. Geschichten nicht.

Ich wachte in der Tagesklinik KJP4, Haus 8, auf, mit einem Körper, schwer von den Medikamenten, als hätte jemand Sand in meine Knochen gefüllt. Der Mund trocken. Der Kopf voller Watte. Als ich aufzustehen versuchte, brauchte die Welt eine halbe Sekunde länger, um mir zu folgen.

Eine halbe Sekunde klingt nach wenig. Aber für jemanden, der gerade durch eine grüne Tür gegangen ist, ist eine halbe Sekunde verlorene Wirklichkeit schon fast ein neuer Sturz.

Das Zimmer roch nach Desinfektionsmittel, altem Schweiß und einer Traurigkeit, die nicht nur von mir kam. Durch das Fenster fiel ein blasses Licht, Berliner Licht, Licht, das beleuchtet, ohne zu wärmen.

Ich war noch am Leben. Das war gut. Ich war noch eingeschlossen. Das war diskutabel.

An der Tür klopfte eine Krankenschwester zweimal, bevor sie eintrat. Sie klopfte aus Höflichkeit, nicht aus Notwendigkeit. Die Tür gehörte nicht wirklich mir.
— Guten Morgen, Miguel. Wie fühlen Sie sich?

Diese Frage ist in einer psychiatrischen Klinik nie einfach.

Wenn du antwortest: gut, denken sie, dir fehlt die Krankheitseinsicht. Wenn du antwortest: schlecht, denken sie, du bist gefährdet. Wenn du mit Poesie antwortest, wird es noch schlimmer.

Also versuchte ich, normal zu wirken.
— Müde — sagte ich.

Müde ist ein sicheres Wort. Müde erschreckt niemanden. Sie schrieb etwas auf. Ich hasste den Stift. Nicht die Frau. Den Stift. Der Stift glaubt immer, mehr zu wissen als der Mund.
— Sie nehmen an der Morgenrunde teil. Danach spricht der Arzt mit Ihnen.
— Kann ich mein Handy bekommen?

Sie machte ein trainiertes Gesicht. Nicht traurig. Nicht böse. Trainiert.
— Noch nicht.
— Ich muss einer Person Bescheid sagen.
— Das Team weiß Bescheid.

Das Team. Diese unsichtbare Entität, die Dinge entscheidet, ohne ihr ganzes Gesicht zu zeigen.

Ich dachte an Luz. Ich dachte an mein Handy, eingeschlossen in irgendeinem Schrank,

weit weg von mir, als läge darin eine Version von Miguel, die noch möglich war. Ein Miguel mit Kontakten, Fotos, Nachrichten, Karten, Passwörtern, Vergangenheit. Ohne es war ich nur ein Körper mit fremdem Namen in einem deutschen Gebäude.
— Es ist wichtig — beharrte ich.
— Darüber sprechen wir später.

Später. Das grausamste Wort jeder Institution. Sie ging hinaus.

Ich zog die Krankenhauskleidung an. Einwegunterhose. Viel zu weite Hose. Helles T-Shirt. Badelatschen. Die Demütigung der Uniform liegt nicht in ihrer Hässlichkeit. Sie liegt darin, dass sie alle verwaltbar macht. Du kannst Schriftsteller gewesen sein, Kind einer Favela, Ehemann, Immigrant, ein Junge, der den Ozean mit einer neuen Sprache im Mund überquert hat. Dort wirst du zuerst Patient.

Patient. Das Wort klingt schön, bis du dich erinnerst, dass es auch jemanden bezeichnet, der wartet. Und ich war nie gut im Warten.

Im Flur sprachen die Schlüssel lauter als die Menschen. Metall gegen Metall. Tür auf. Tür zu. Jemand berechtigt. Jemand nicht. Ich lernte schnell, wer ohne Erlaubnis hindurchgehen durfte und wer klingeln musste, um zu existieren.

Kaffee. Runde. Medikamente. Aktivität. Pause. Mittagessen. Die Routine versuchte, den Schmerz davon zu überzeugen, in einer Reihe zu gehen. Und zwischen dem einen und dem anderen gab es den Raucherraum.

Der Raucherraum war der einzige Ort, an dem das Krankenhaus zuzugeben schien, dass es nicht alles heilen konnte. Ein kleines Quadrat, müde Wand, Geruch nach altem Tabak und Gespräche ohne Akte.

In der Ecke stand ein Stuhl.

Leer.

Leer für die anderen. Nicht für mich.

Heinz saß darauf, als ich an diesem Morgen zum ersten Mal eintrat. Große Hände auf den Knien. Der Rücken leicht gekrümmt. Ein tiefes Gesicht. Der Blick eines Mannes, der die Welt schon scheitern gesehen hat und sich nicht mehr wundert, wenn sie wieder scheitert.
— Geschlafen? — fragte er.
— Sie haben mich ausgeschaltet.
— Manchmal akzeptiert der Körper, was der Geist aus Stolz verweigern würde.
— Sie reden, als wäre ein Sedativum ein spiritueller Ratschlag.
— Ich rede wie jemand, der Männer sterben sah, weil sie Widerstand mit Sturheit verwechselten.

Ich setzte mich auf den Boden, mit dem Rücken zur Wand. Ich wollte nicht neben ihm sitzen. Ich wollte nicht aussehen, als würde ich mit einem leeren Stuhl sprechen.
— Sind Sie wirklich Heinz?

Er sah in den Rauch, der unbewegt in der Luft hing.
— Diese Frage ist weniger wichtig, als du glaubst.
— Für mich ist sie ziemlich wichtig.
— Für dich, ja.

Ich wollte antworten, aber die Tür ging auf. Farid kam herein.

Er blieb im Türrahmen stehen, bevor er eintrat. Das war keine Schüchternheit. Das war Berechnung. Sein Körper las den Raum, bevor er dem Boden vertraute. Harte Schultern, zusammengebissener Kiefer, Augen viel zu wach für jemanden, der nur rauchen wollte. Er war vielleicht Anfang dreißig, aber sein Gesicht trug ein Alter, das kein Dokument verzeichnet.

In der Hand eine unangezündete Zigarette. Im Blick ein brennender Krieg.
— Besetzt? — fragte er.
— Hier nie.

Er trat ein. Er wählte den Stuhl nicht. Niemand wählte ihn. Er setzte sich auf den Boden, auf die andere Seite des Raums, mit dem Rücken an die Wand. Zündete die Zigarette an. Seine Hand zitterte leicht. Nicht vor Entzug. Vor Zurückhaltung. Wir blieben ein paar Sekunden still. Ein Schweigen des Erkennens ohne Freundlichkeit. Verwundete Menschen umarmen sich nicht gleich. Verwundete Menschen wittern.
— Miguel — sagte ich.
— Farid.
— Woher kommst du?

ZORN
ZORN
ZORN
ZORN
ZORN
ZORN
ZORN

Ich fragte nicht wie ein Tourist. Im Krankenhaus kam jeder mit einem Land im Körper an, auch wenn das Land längst aufgehört hatte, so zu existieren, wie die Person es erinnerte. Farid zog an der Zigarette.
— Afghanistan. Aber das erklärt nicht mehr viel.
— Brasilien. Erklärt auch nicht viel.

Er blies den Rauch langsam aus.
— Ein bisschen schon.
— Nur für Leute, die Zusammenfassungen mögen.

Farid sah mich an wie jemand, der entscheidet, ob es sich lohnt, eine alte Schublade zu öffnen.
— Die Leute hier hören Afghanistan und glauben, ich sei rennend vor Bomben geboren worden. Sie stellen sich kein Haus vor. Keinen Tisch. Keinen Garten.

Er sagte Garten mit einer Zartheit, die nicht zur Härte seines Gesichts passte.
— Ihr hattet einen Garten?
— Mein Vater hatte Granatäpfel. Granatäpfel und Weintrauben. Und einen kleinen Laden. Meine Mutter unterrichtete. Mathematik. Meine Schwester wollte Medizin studieren. Ich wollte Ingenieur werden.

Er lächelte nach innen.
— Wir waren nicht reich. Aber wir waren nicht dieses Wort, das sie hier benutzen.
— Flüchtling.

Er nickte.
— Flüchtling ist ein Wort, das die Vergangenheit verschluckt. Vorher war ich Sohn. Bruder. Student. Nachbar. Danach wurde ich Fall. Wurde Schlange. Wurde Nummer. Wurde traurige Geschichte, die ein Deutscher drei Minuten lang anhört, bevor er fragt, ob ich schon B1 gemacht habe.

Ich schwieg. Farids Melancholie war keine weiche Traurigkeit. Es war eine harte, mineralische Hoffnungslosigkeit. Als hätte das Leben ihm nicht nur das Land genommen, sondern auch das Recht, vor dem Krieg glücklich gewesen zu sein.

Heinz räusperte sich. Farid drehte den Kopf in Richtung des Stuhls. Nicht genau zu Heinz. Zum Raum. Für eine Sekunde hielt ich den Atem an.
— Ist er auch Patient? — fragte Farid und sah mich an.

Ich antwortete zu schnell:
— Ja. Wie wir.

Farid verstand. Im Krankenhaus hinterfragt niemand die Anwesenheiten der anderen besonders lange. Jeder hat seine Besuche.
— Krieg wechselt die Kleidung, aber nicht die Methode — sagte Heinz.

Farid kniff die Augen zusammen. Vielleicht hatte er Heinz nicht gehört. Vielleicht hatte er etwas in mir gehört, das noch nicht durch meinen Mund gegangen war.
— In meinem Land — sagte Farid — hat der Krieg Namen, Datum, Uniform. Du weißt, woher der Schuss kommt. Hier passiert er langsam. Im Blick. Im Papier. In der Wohnung, die niemand vermietet. Im Lebenslauf, der ohne Antwort zurückkommt. In der Polizei, die deinen Namen zweimal fragt. Niemand übernimmt Verantwortung. Alle tun so, als ginge es sie nichts an.
— In Brasilien auch — antwortete ich. — Nur zählen sie dort Körper, als zählten sie Stunden, und nennen das Normalität.

Farid drehte den Kopf zu mir.
— Dann zählt ihr also auch Körper, als wären es Stunden.
— Ja. Und danach fragen sie, warum wir wütend sind.

Das Schweigen kam zurück. Aber jetzt war es ein anderes. Als hätten unsere Länder, so weit voneinander entfernt, sich zu uns auf den Boden gesetzt.
— Warum bist du hier? — fragte ich.

Farid lachte durch die Nase.
— Fängst du immer so an?
— In Brasilien fragt man.
— In Afghanistan auch. Aber dort tötet die Antwort manchmal.

Ich mochte ihn sofort. Nicht auf schöne Weise. Ich mochte ihn, weil ich die Klinge erkannte.
— Und hier?
— Hier wird die Antwort Papier.

Heinz neigte den Kopf.
— Papier kann auch töten — sagte er.

Farid sah wieder zum leeren Stuhl. Seine Stirn legte sich ein wenig in Falten.
— Ich bin hier, weil ich mich mit einem Mann geprügelt habe und verrückt genannt wurde — sagte Farid plötzlich.

Der Satz kam trocken. Ohne Theater. Ohne Bitte um Absolution.
— Warum hast du zugeschlagen?
— Weil er meine Schwester angespuckt hat.

Die Zigarette brannte zwischen seinen Fingern.
Ich spürte, wie sich die Luft im Raum veränderte.
— Im Zug — fuhr er fort. — Volle Linie. Leute schauen. Er sagte, sie solle zurück in ihr Land. Sagte, Frauen wie sie brächten Krieg nach Deutschland. Meine Schwester blieb still. Sie bleibt immer still. Sie glaubt, Schweigen rettet.

Er presste den Kiefer zusammen.
— Dann hat er gespuckt.

Ich sagte nichts. Manche Geschichten ertragen keine Unterbrechung.
— Niemand tat etwas. Niemand. Alle sahen auf den Boden, aufs Handy, aus dem Fenster. Ein Mann wechselte sogar den Wagen. Als wäre das Problem der Lärm, den es machen würde, nicht die Spucke in ihrem Gesicht.

Er zog wieder an der Zigarette.
— Ich schlug zu.
— Einmal?

Er sah mich an.
— Bis er fiel. Da nannten sie mich verrückt.

Seine Melancholie war zu etwas anderem geworden. Noch keine Explosion. Gefährlicher: Wahrheit ohne Hoffnung.
— Und sie riefen die Polizei — sagte ich.
— Natürlich. Als er spuckte, sah niemand etwas. Als ich schlug, wachten alle auf.

Das ging in mich hinein wie ein bekanntes Messer.
— In ihren Augen beginnt die Gewalt erst, wenn wir antworten.

Farid zeigte mit der Zigarette auf mich.

— Genau.

Heinz atmete tief ein.
— Nein.

Ich drehte mich zu ihm.
— Wie, nein?
— Die Gewalt begann nicht, als er antwortete. Aber sie endete auch nicht mit ihm.

Farid sah mich an und versuchte zu verstehen, ob ich dachte oder hörte.
— Was ist? — fragte er.
— Nichts. Ich habe nur an etwas gedacht.

Heinz sprach weiter, leise:
— Der Zorn ist die gemeinsame Sprache derer, die aus der Geschichte hinausgedrängt wurden.

Ich wiederholte es auf meine Weise:
— Vielleicht ist Wut die Sprache derer, die aus der Geschichte hinausgedrängt wurden.

Farid blieb reglos.
— Und was macht man mit dieser Sprache?

Ich dachte nach, bevor ich antwortete. Nicht weil ich die Antwort hatte. Sondern weil ich das Gewicht der Frage kannte.
— Man entscheidet, wo sie wohnt — sagte ich. — In der Hand oder im Herzen.

Farid drückte die Zigarette langsam aus.
— Ich bin hier, weil ich reagiert habe.
— Ich auch.
— Auf wen?
— Auf die Stadt.
— Hat die Stadt geantwortet?
— Sie hat die Polizei geschickt.

Zum ersten Mal lächelte Farid wirklich.
— Dann hat Berlin zugehört.
— Falsch zugehört.

— Hört immer falsch zu.

Heinz sah uns beide mit einer geduldigen Traurigkeit an.
— Das Schwert, das man im Feuer findet, kann einen Weg aus den Flammen schlagen — sagte er. — Aber wenn der Mensch das Schwert weiter in der Hand hält, nachdem er aus dem Feuer heraus ist, beginnt er, auch die zu schneiden, die ihn retten wollten.

Ich hasste die Schönheit dieses Satzes. Weil er zu schön war für die Wut, die ich fühlte.
— Glauben Sie, er hätte still bleiben sollen? — fragte ich.

Heinz sah mich mit einer irritierenden Ruhe an.
— Ich glaube, vor Demütigung still zu bleiben ist eine Art, bei lebendigem Leib zu sterben. Aber Zorn, wenn er zum Zuhause wird, verlangt Miete in Blut.

Farid lachte ohne Freude.
— Leicht gesagt für einen alten Christen.

Heinz verteidigte sich nicht.
— Vielleicht haben alte Christen viele Schulden erfunden, um die eigenen Feigheiten zu verstecken — antwortete er. — Aber manche Schuld verhindert noch, dass die Hand zum Tier wird.

Farid senkte den Blick.
— Meine Hand wurde an diesem Tag zum Tier — sagte er. Seine Stimme verlor die Härte. — Und es hat mir gefallen.

Das Geständnis blieb im Raum stehen. Das war der Teil, den niemand hören wollte. Nicht einmal er.
— Gefallen? — fragte ich.
— Mir gefiel es, Angst in seinem Gesicht zu sehen. Mir gefiel es, dass er für eine Sekunde verstand, was meine Schwester gefühlt hatte. Mir gefiel es, dass die Leute endlich hinsahen. Mir gefiel es, weil ich in diesem Moment nicht der höfliche Ausländer war. Nicht der dankbare Flüchtling. Nicht der Mann, der sich entschuldigen muss, weil er Raum einnimmt. Ich war Gefahr.

Und dort sah ich zum ersten Mal die ganze Sünde in Farids Blick aufleuchten.
Es war nicht die Wut.

Wut allein war keine Sünde. Wut ist manchmal der Körper, der Demütigung verweigert. Die Sünde war die wiederholte Lust, zur Bedrohung zu werden. Es war die Ungerechtigkeit, ungebremst zurückgegeben, bis sie anfing, wie Gerechtigkeit auszusehen.

Ich dachte an Xangô. An die Waage der Gerechtigkeit. An die Axt. An das, was ich in meiner Tradition gelernt hatte: Gerechtigkeit wiegt nicht nur den Stolperer, sie wiegt auch das Beharren. Fallen gehört zum Weg. Aber wenn jemand darauf besteht, die Ungerechtigkeit zu wiederholen, wird der Fehler zur Entscheidung. Und Entscheidung hat Rückkehr.

Ich sah Farid an.
— In meiner Tradition behandeln wir Wut nicht wie Dreck. Wut kann ein Hinweis sein.

Farid hörte mir aufmerksam zu. Noch keine Hoffnung. Aber Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit ist schon ein Spalt.
— Nur verbrennt Feuer auch das Haus von Unschuldigen — fuhr ich fort. — Die Axt von Xangô fällt nicht, weil jemand einmal gestolpert ist. Sie fällt, wenn die Ungerechtigkeit beharrt. Und das gilt für die anderen, aber auch für uns.

Farid kniff die Augen zusammen.
— Sagst du, ich war ungerecht?

Die Frage kam gefährlich. Ich hätte ausweichen können. Ich wich nicht aus.
— Ich sage, dass du recht hattest bis zu dem Moment, in dem du mehr wolltest als Gerechtigkeit.

Er blieb reglos. Heinz sah mich an, als hätte der Satz den richtigen Ort gefunden.
— Und was ist der Unterschied? — fragte Farid.

Ich atmete.
— Gerechtigkeit will das Gleichgewicht wiederherstellen. Zorn will beweisen, dass sein Schmerz größer ist als alles.

Farid lachte, aber das Lachen brach in der Mitte.
— Du redest schön für jemanden, der auch eingesperrt ist.

Der Satz traf mich. Ich wollte antworten, dass ich nicht eingesperrt war. Dass mir

Unrecht geschehen war. Dass es bei mir anders war. Dass ich Dinge sah, weil meine Spiritualität zu groß war für ihre Formulare. Aber Heinz sprach zuerst:
— Hör zu, wenn die Wunde des anderen deine eigene erkennt.

Ich schluckte die Antwort herunter. Farid sah zur Tür.
— Weißt du, was das Schlimmste ist? Meine Schwester hat sich bei mir entschuldigt. Sie hatte Spucke im Gesicht und hat sich bei mir entschuldigt. Sie sagte, ich hätte alles kaputtgemacht. Sagte, jetzt würden sie sie ansehen und Gewalt sehen. Sagte, ich hätte genau das getan, was sie von einem Mann wie mir erwarten.

Er legte die Hände vors Gesicht.
— Ich wollte sie verteidigen.

Heinz antwortete:
— Vielleicht musst du ihr jetzt zuhören.

Ich wiederholte es, weil der Satz für Farid von mir kommen musste:
— Vielleicht musst du ihr jetzt zuhören.
— Zuhören ändert nicht, was passiert ist.
— Nein. Aber es ändert, was du danach tust.

Ich dachte wieder an Xangô. Die Waage schreit nicht. Sie wartet. Und wenn sie antwortet, ist sie genau.
— Du wirst den Schlag nicht ungeschehen machen können — sagte ich. — Aber du kannst entscheiden, ob der Schlag deine Sprache wird oder die Erinnerung an eine Grenze, die du nicht noch einmal überschreiten willst.

Farid schwieg lange. Dann fragte er:
— Und wenn ich sie überschreite?

Heinz antwortete, aber ich sprach mit, als käme der Satz aus beiden Orten zugleich:
— Dann kommst du zurück und korrigierst.

Farid sah mich an.
— So einfach?
— So schwer.

Er stieß ein leises Lachen aus. Diesmal war weniger Stein darin. Die Tür öffnete sich.

Eine Krankenschwester steckte den Kopf herein.
— Farid? Der Arzt möchte gleich mit Ihnen sprechen.

Er nickte. Die Krankenschwester sah mich an. Dann den leeren Stuhl. Dann wieder mich. Für eine Sekunde veränderte sich ihr Gesicht. Nicht sehr. Genug.
— Miguel, Sie haben nach dem Mittagessen auch einen Termin.
— Ich weiß.

Sie ging hinaus. Farid bemerkte etwas, fragte aber nicht. Vielleicht aus Höflichkeit. Vielleicht weil dort jeder seine eigenen leeren Stühle hatte. Er stand auf.
— Ich weiß nicht, ob ich dieser ruhige Mann sein kann, den ihr wollt.
— Niemand hat Ruhe verlangt — sagte ich.

Heinz ergänzte:
— Ruhe, wenn sie aus Unterdrückung geboren wird, ist nur gut gekämmte Angst.

Ich übersetzte es für Farid auf meine Weise:
— Es geht nicht darum, zahm zu werden. Es geht darum, sie nicht entscheiden zu lassen, wo deine Kraft dich zerstört.

Farid blieb stehen.
— Meine Schwester mag Kardamomtee — sagte er, aus dem Nichts.
— Was?
— Wenn ich hier rauskomme, bringe ich ihr Tee. Und ich lasse sie zuerst sprechen.

Das war klein. Lächerlich klein. Und gerade deshalb wirkte es wahr.

Im Krankenhaus kommt Heilung selten als Wunder herein. Heilung kommt als einfacher Satz, den ein Mensch kaum aussprechen kann.
— Das ist schon ein Weg.

Farid legte die Hand auf die Klinke. Bevor er ging, sah er mich noch einmal an.
— Was bist du? Ein Imam?

Ich lachte.
— Nein.
— Priester?
— Schlimmer.

— Was?
— Brasilianer.

Farid lachte. Ein kurzes, aber lebendiges Lachen. Dann ging er hinaus. Als die Tür sich schloss, schwieg Heinz sehr lange. Ich auch. Der Gemeinschaftsraum schien um etwas geleert worden zu sein, das keinen Namen hatte.
— Er wird wieder zurechtkommen — sagte ich.
— Du sagst gern Rettung voraus — antwortete Heinz.
— Und Sie verderben gern Hoffnung.
— Ich schütze sie gern vor Eitelkeit.

Ich drehte mich zu ihm.
— Was haben Sie eigentlich dagegen, dass ich Menschen helfe?
— Nichts.
— Klingt anders.

Heinz sah zur Tür, durch die Farid gegangen war.
— Mein Problem beginnt dort, wo du den Spalt, der sich im anderen geöffnet hat, mit einem Beweis verwechselst, dass du dein eigenes dunkles Zimmer schon verlassen hast.

Das reizte mich, weil es vielleicht wahr war. Draußen schrie jemand im Flur. Ein lauter Schrei. Roh. Das Team rannte. Mein ganzer Körper ging an.
— Zorn ruft Zorn — sagte Heinz.
— Ich will nur sehen, ob alles in Ordnung ist.
— Willst du?

Ich antwortete nicht. Weil zu viel Wahrheit in dieser Frage lag. Ich wollte helfen. Aber ich wollte auch beweisen, dass ich es konnte. Ich wollte diesem Krankenhaus zeigen, dass ich nicht nur Patient war. Dass ich Brücke war. Dass ich Wort war. Dass ich lebendige Macumba war. Dass ich sah, was sie nicht sahen. Ich wollte, dass jemand sagte: Miguel, du bist nicht verrückt. Du hast recht.

Heinz erhob sich langsam.
— Hüte dich vor der Versuchung, den Schmerz der anderen in einen Beweis deiner Mission zu verwandeln.

Das machte mich wütend.

— Sie reden, als würde ich Menschen benutzen.
— Ich rede wie jemand, der weiß, dass selbst der Wunsch zu retten Hochmut verbergen kann.

Ich stand ebenfalls auf.
— Hochmut am Arsch, Alter. Ich halte es einfach nicht aus, Menschen leiden zu sehen.

Der Satz kam lauter heraus, als ich wollte. Ein Patient auf der anderen Seite des Raums sah mich an. Mich. Nicht Heinz. Nur mich.

Und in diesem Blick versuchte mich etwas Kleines zu warnen. Aber ich hörte nicht hin. Noch nicht. Ich ging an Heinz vorbei und öffnete die Tür. Im Flur stand Farid vor dem Arztzimmer und hielt mit beiden Händen einen Becher Wasser. Er sah mich. Hob den Becher ein wenig, wie ein Trinkspruch ohne Fest.

Ich ging weiter in Richtung des Schreis. Mit meiner Wut ein wenig unschuldig.
Und viel gefährlicher.